

Wenn der Anker fehlt

Es ist ein tiefes menschliches Bedürfnis, die eigene Herkunft zu kennen – wem das verwehrt bleibt, der kann sehr darunter leiden

Karl Heinz Brisch, 56, ist Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Er arbeitet als Oberarzt am Dr.-von-Haunerschen-Kinderspital der Ludwig-Maximilians-Universität und forscht schwerpunktmäßig im Bereich der frühkindlichen Entwicklung zu Bindungsprozessen und ihren Störungen.

Normalerweise weiß ein Mensch, wer Mutter und Vater sind. Was macht es so schwer, ohne dieses Wissen zu leben?

Der Wunsch, die Herkunft zu kennen, ist ein tiefes Bedürfnis von uns Menschen. Spätestens in der Pubertät beschäftigt sich jeder mit dem Thema Identität. In diesem Alter entwickelt sich die eigene Fortpflanzungsfähigkeit und typischerweise tragen viele Jugendliche mit ihren Eltern Konflikte aus, auch das hat oft mit der Suche nach Wurzeln zu tun.

Warum sind die Wurzeln so wichtig?

Wir alle wollen uns in einer Linie mit Vorfahren betrachten können, wollen die Abstammung kennen, das verankert uns in der Welt. In Interviews mit Maori-Kindern in Neuseeland zu dieser Thematik war auffällig, dass diese ungefähr eine Stunde aufgezählt haben, wer wie zu einem Familienstamm gehört – und was sie von wem in der Familie gelernt haben. Sie waren ganz fest auf einem Platz in diesem Koordinatensystem eingebunden. Das gibt Sicherheit und Stabilität. Wenn die Frage nach der Herkunft unbeantwortet ist, ängstigt das und kann psychisch stark belasten.

Kann man lernen, damit umzugehen?

Ja, das kann man. Wir haben Menschen in Therapie, die ihre Herkunft

nicht kennen. Das beschäftigt immens. Manche versuchen immer wieder, das Rätsel zu lösen. Mit dem Internet bieten sich da heute ganz neue Möglichkeiten. Wenn es gelingt, die Eltern zu finden, und das wird es künftig häufiger geben, ist diese sogenannte Reakklärung emotional sehr bewegend. Andere Menschen leben mit einer unlöslichen Geschichte. Das verlangt Trauerarbeit. Es bedeutet Stress, weil die Verankerung eben so wichtig ist.

Können Adoptiv- oder Pflegeeltern nicht eine ähnlich enge Bindung zu Kin-

dem entwickeln, wie sie sonst die leiblichen Eltern vermitteln?

Die sichere Bindung kann schon sehr gut gelingen. Adoptiv- oder Pflegeeltern können das Gefühl von Schutz und Vertrauen geben, das Kinder brauchen, um auf diese Weise auch die „emotionalen“ und „sozialen“ Eltern des Kindes zu werden. Aber die Frage nach der Identität ist eine ganz eigene. Und die können sie nicht beantworten, wenn etwa die biologischen Eltern nicht bekannt sind, wie bei „Findelkindern“ oder nach anonymer Geburt. Deshalb gibt es auch immer wieder Kinder, die zwar sehr glücklich

aufgewachsen sind in ihrer Pflege- oder Adoptivfamilie, die sich aber trotzdem irgendwann auf eine Spurensuche nach ihrer Herkunft machen.

Ist es für Kinder besser, wenn sie so früh wie möglich erfahren, dass sie bei einer Adoptiv- oder Pflegefamilie aufgewachsen sind, oder ist es hilfreich, damit zu warten, bis die Kinder älter sind?

Pflegekinder wissen ja in der Regel, dass ihre Pflegeeltern nicht ihre biologischen Eltern sind. Wenn aber adoptierte Jugendliche oder Erwachsene erst im fortgeschrittenen Alter erfahren, dass sie mit einer „falschen“ Familienidentität aufgewachsen sind, kann das sehr schmerzhaft sein. Erst recht, wenn es womöglich im Streit herauskommt.

Also lieber früh aufklären?

Ja, ich plädiere dafür, Kinder darüber aufzuklären, sobald sie das erfassen können. Wichtig ist natürlich, dass das liebevoll vermittelt wird. Adoptiveltern sollten sich dabei auch unterstützen lassen, wenn sie das Gefühl haben, es überfordert sie. Denn wenn die Adoptiveltern das nicht rechtzeitig hinbekommen, es sich über viele Jahre verzögert, wird es womöglich immer schwieriger für alle, über die Herkunft zu sprechen.

Wie reagieren Menschen, wenn sie so etwas erfahren?

Wenn Menschen schon älter sind, und dann plötzlich unvorbereitet erfahren, dass sie adoptiert wurden, sind sie oft sehr erschrocken, irritiert und traurig. Aber wenn es kleine Kinder sind, wachsen sie damit auf, sie können das sortieren. Aber es ist nicht nur für die Betroffe-

nen schwierig, auch für das Umfeld. Eltern scheuen sich ja auch deshalb oft davor, die Wahrheit zu sagen, weil sie Angst haben, abgelehnt zu werden.

Wie kommt es dazu?

Es kann zum Beispiel sein, dass die betroffenen Kinder anfangen, sich ihre „richtigen“ Eltern vorzustellen. Sie haben jemand in der U-Bahn gesehen, von dem sie glauben, das sei ihr biologischer Vater oder ihre „wahre“ Mutter, und manchmal steigern sie sich geradezu wahnhaft da hinein. Das ist schwierig für alle. Selbst wenn ein kleines Kind gut damit zurechtzukommen scheint, dass es seine Herkunft nicht kennt, kann es in der Pubertät oder auch später zu heftigen Reaktionen kommen. Auch da brauchen alle Hilfe, etwa eine begleitende Beratung oder Psychotherapie.

Gibt es Lebenslagen, in denen es besser für ein Kind sein kann, nicht zu wissen, wer seine Eltern sind?

Es gibt sicher genügend Menschen die nicht wissen, dass sie adoptiert sind. Und manche Adoptiveltern mögen das auch damit rechtfertigen, dass sie ein Kind davor schützen wollen, von einer womöglich schwierigen Herkunftsgeschichte zu erfahren. Aber was ist, wenn die Kinder etwa nach dem Tod der Adoptiveltern zufällig Dokumente finden und daraus erfahren, dass dies nicht ihre „richtigen“ Eltern waren? Das ist umso heftiger. Dann müssen sie realisieren, dass sie zeitlebens einer falschen Geschichte aufgesessen sind, die eigene Wahrnehmung wurde getäuscht, lebenslang.

Interview: Nina Bovensiepen



„Wir alle wollen uns in einer Linie mit Vorfahren betrachten können, wollen die Abstammung kennen“, sagt Karl Heinz Brisch. Foto: C. Hess